

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 6

Artikel: Der verborgene Schatz : eine Walliser Weihnachtslegende
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER VERBORGENE SCHATZ

Eine Walliser Weihnachtslegende

Es mögen heute rund hundert Jahre verflossen sein, seit in dem damals noch weltentrückten Evolène im Eringertal ein Freundespaar lebte, das auf unerklärliche Weise gar treu zusammenhielt, obwohl Joconde Follonier und Théodul Quinodoz in ihren Gedanken und Empfindungen als die reinen Antipoden bezeichnet werden konnten; der um ein gutes Jahrzehnt jüngere Joconde hatte keine Ruhe, bis er den Dingen und den Seelen der Menschen auf den Grund geschaut hatte, indes Théodul wohl eher eine eigenwillige und etwas abwegige Künstlernatur war, die am liebsten dort weilte, wo es galt, seinen Mut zu kühlen, die Phantasie zu entzünden und seine bärenstarken Kräfte zu stützen. Théodul stand — wie die Dorfbewohner behaupteten — ausserdem im Geruch der Alchemie und des unerlaubten Umgangs mit den überirdischen Kräften.

Die Legende vom verborgenen Schatz weiss ferner, dass ein Haufen Goldes am Rand der Moränenzüge von Mominé verborgen liege und dass, wer ihn hebe, reinen Herzens sein müsse und reiner Gedanken. Er soll am Heiligen Abend durch die eherne Pforte in das Innere eines geräumigen Felsengemaches eintreten, bewaffnet mit den vier Wunderpflanzen, dem vierblättrigen Klee, dem Eisenkraut, der Salbei und dem Gamander, und es soll in der knappen Zeitspanne zwischen dem Aufgang des Mondes und der Mitternachtsmesse geschehen.

Der Tag, an dem die beiden Freunde sich auf den Weg machten, um Bedeutung und Wahrheit der alten Legende zu ergründen, war einer jener kalthellen Wintertage, an dem die Welt einem einzigen kostbaren Zauberteppich gleicht, gewoben aus dem Gold der Sonne, aus dem Silber und Weiss des Schnees, aus dem Purpur der Abend-

wolken und der wunderbaren Bläue der Luft. Der Tag war kristallklar und rein wie zu keiner andern Zeit des Jahres. Unabsehbar türmten sich die Schneemassen auf den Matten, den Feldern, den Forsten und Maiensässen und Gletschern, seltene Formen von Eis und Schneeerwehungen liessen alles geheimnisvoller und entrückter erscheinen.

Die beiden brachen in der «blauen Stunde» des Nachmittags auf, genau gesprochen, in jenem einzigartigen Augenblick, da die rosigen und rubinroten Lichter zwischen den Lärchengabeln von den bläulichen Schatten der Nacht hart bedrängt und alsbald gänzlich aufgesogen wurden.

Joconde und Théodul holten eifrig aus, immerfort den kühnen Gipfelbau der Dent-Blanche vor Augen, der als Pyramide aus goldenem Schnee in den Abend wuchs. In der Ferne erblickten sie — gleich einer silbrigen Schafherde — zwischen den von der letzten Sonne beglänzten und hohe unförmige Schneemützen tragenden Baumkronen — die Dächer und Hütten des Les Haudères; die orangefarbenen Pilze, die sonst eine Zierde dieser Hausgiebel bilden, lagen unter der meterhohen Last des Schnees verborgen, und die Häge und Pfosten zu beiden Seiten des Strässleins hoben sich als gleissende Bänder und als winzige weisse Hauben von der weissen Unendlichkeit von Eis und Schnee ab.

Mit neuen Kräften setzten sie die Wanderung fort, aber der Schnee war stellenweise so weich, dass sie knietief einsanken und die Schneereifen an die Füsse schnallen mussten.

«Wie wäre es, wenn wir umkehrten?» fragte Joconde den Gefährten, der den Kopf widerwillig abwandte, als ob er ein lästiges Insekt oder einen unbequemen Gedanken verscheuchen wollte.

«Wir wissen nicht, was uns bei diesem Abenteuer noch bevorsteht», begann der Jüngere wieder. «So wie wir hat noch kein Christenmensch dieses Tals Gott und seine Heiligkeit leichtsinnig herausgefordert.»

«Du siehst Gespenster!» erklärte Théodul und hüllte sich in eisiges Schweigen.

Und weiter ging die Reise, den Lichtern des Nachbardorfes entgegen, die sich zuweilen hinter den vom Mondlicht perlmuttern erhellten Schneedünen zu verstecken schienen, um dann unversehens wieder aus dem schwarzvioletten Kelch der Nacht emporzutauchen.

Sie rasteten in der Schenke von Candide Anzé-vui, dem Gamsjäger, der ihr Vorhaben zu erraten schien und ihnen ungefragt den väterlichen Rat

erteilte, über allem Wagemut, das «Kindlein in der Krippe» nicht zu vergessen. Unmittelbar hinter dem Dorf überquerten sie den halsbrecherischen Steg der Borgne, der aus einem einzigen Lärschenstamm bestand. Joconde, der Hirte, entsann sich, indes der Bergwind ihre Stirnen kühlte, erneut der Anfechtungen, die ihnen noch bevorstehen würden, und er dachte dabei weit weniger an die körperliche Mühsal, als an die Neuner und die Goldprobe des Herzens und des Geistes.

«... Was aber ist ein reines Herz?» fragte er sich im stillen. «Ist es das selbstlose und lautere Gemüt eines Heiligen, den noch zu Lebzeiten der Hauch des Ewigen gestreift hat und der immerfort das Wohl der ganzen Menschheit bedenkt? Ist es die schlichte Ahnungslosigkeit eines Kindes oder ein der irdischen Wirrnis schon entronnenes Herz, das der Unruhe und der Leidenschaft für immer entsagt hat?

Auf einmal war es Joconde, als ob er gestorben sei. Und er erinnerte sich — wie es zuweilen im Traum geschieht — einer Begebenheit aus seinen frühesten Kindertagen. Er sah sich wiederum zu Füßen der Grossmutter, die in ihren wie aus Arvenholz geschnittenen Händen ein Kalenderblatt hielt, welches das Weltall mit seinen Hunderttausenden von gleissenden, im freien Aether schwebenden Sonnen darstellen sollte. Der Grossmutter am nächsten war der Himmel mit einem Engel, der mit ehernem Griffel jedes Ereignis — ob gross, ob klein — in das Buch des Lebens und der Geschichte einzutragen hatte.

Und während sie im knirschenden Schnee mühsam Fuss vor Fuss setzten, erlebte er zum andernmal den Traum, der ihn, den einsamen Hüterbuben von Cottèr, einmal bis auf den Grund seines Wesens erschüttert hatte. Auch damals — und es war ein wirklicher Traum gewesen — wähnte er sich gestorben; es gab keinen Körper mehr und keine Erdschwere, und er sah und erlebte ohne Staunen, wie sich der Vogel der Seele aus seinem verbrauchten Körper befreite, geführt vom Erzengel Gabriel zur Rechten und von einem Unhold zur Linken, der allem Anschein nach niemand anders als der Leibhaftige sein konnte. Die beiden warfen sich mit seiner Seele vor Gottes Thron nieder, und jeder von ihnen machte mit beredten Worten seine Rechte geltend; aber da erschien Maria mit der Seelenwaage, in die rechte Waagschale seine guten Werke und seinen Glauben werfend, in die linke dagegen seine Verfehlungen und Unterlassungssünden. «Maria ist eine Mutter und

Frau», hörte er sich wieder sagen, «und darum wird sie mir gnädig sein, und einem Hirten manches verzeihen, weil es ein Hirte war, der als erster den Stern aus dem Morgenland entdeckte, schon damals, vor zweitausend Jahren ...

«Was machst du mit dem Gold, wenn wir wieder ins Tal zurückgekehrt sind?» erkundigte sich Théodul unvermittelt und schroff.

Joconde zuckte zusammen. Denn Théoduls Stimme traf ihn wie der Anruf aus einer andern Welt.

«Ich suche weder Gold, noch Reichtum, noch Ehre, nicht heute und nicht morgen, nicht in Ihâbatiaz, noch in Mominé. Es geht mir um andere Dinge, um das Wissen, um die Erkenntnis, um ... die Seelenwaage.»

«Mir scheint, die Strapazen und die Kälte haben dich ganz närrisch gemacht, Joconde», meinte er. «Ich für mein Teil weiss ganz genau, weshalb ich seit vielen Stunden in dieser verfluchten Kälte herumstapfe, und damit Schluss und Amen!»

Nach langem mühsamem Marsch hatten Joconde und Théodul endlich den äussersten Saum des Talbodens von Ferpècle erreicht, just in dem Augenblick, da der Mond wie ein grosser gelber Kreisel über der Gipfelsattelung der Dents de Veisivi hing. Auf einmal vernahmen sie in grosser Ferne die Glockenstimmen von Les Haudères, die der Wind über die Schneewüsten zu ihnen emportrug.

Joconde kniete nieder und betete ein Vater-unser, aber Théodul stand aufrecht, das Auge starr auf den Eingang der blauen Grotte geheftet. Aus einer Lukarne leuchteten den Freunden in überirdischem Glanz zartblaue und rubinrote Lichter entgegen, und aus der nämlichen Richtung vernahmen sie auch das Stimmengewirr und Gewoge eines Festes mit munterem Frauenlachen und hin und wieder einfallenden derben Männerworten. Als sie noch nähertraten, tauchten blutrote, gelbe und orangefarbene Ampeln auf, die den Eindruck eines geheimnisvollen Lampionfestes erweckten. Vom Rande des Gletschers aus führten einige Stufen von Serpentina zum Tor der Grotte.

«Hast du die Pflanzen?» fragte Théodul den Gefährten.

Der hob den Zauberstrauß in das irisierende Mondlicht, dass er noch geheimnisvoller erstrahlte, als ob sich feiner Sternenstaub auf seine Kelche und Blütenblätter gelegt habe. Als sie anhielten, hörten sie ihre Herzen wild und rebellisch wie zwei Waldhämmer schlagen.

«Hast du die Blumen?» wiederholte Théodul, diesmal mit einer Gebärde, die einer Beschwörung gleichkam.

Joconde hob den Strauss gegen die Scheibe des Mondes, und Théodul zitierte einen lateinischen Spruch. Unter lautem Knarren gab das Tor nach, und die beiden Freunde befanden sich in einem weitläufigen Saal, dessen Wände über und über mit kostbaren Edelsteinen, mit Jaspis und Korund, mit Saphir und Lapislazuli ausgeschlagen waren. In der Mitte des hohen Raumes stand ein steinerner runder Tisch, um den bei flackerndem Kerzenlicht vier Gestalten — zwei bildschöne dunkle Frauen und zwei Männer mittleren Alters — sassen, begleitet von einem kaum vierjährigen Zigeunermädchen, das sie übermütig umschwärmte. Eine der Frauen trat auf Théodul zu und kredenzte ihm Brot, Käse und Würzwein. Aus einem unsichtbaren Gang, der noch tiefer ins Innere des Berges führte, strömte ihnen eine leise zarte Melodie entgegen. Wieder trat die grössere, geheimnisvollere der beiden Frauen auf Théodul zu, und die beiden begannen sich zu den Takten der seltsamen Musik tanzend zu drehen.

Unruhigen Herzens sah Joconde dem Treiben der andern zu. Auf einmal entsann er sich wieder des Ausspruches, den Candide Anzévi über das Kindlein in der Krippe getan. Während er so

träumte, hatte sich vor den Torflügeln der Grotte ein Wirbelwind erhoben, der von einem heftigen Schneetreiben mit Donnergedröhne und grünen Blitzen gefolgt war. An den Wänden des unterirdischen Thronsaals züngelten die Flammen empor, die Edelsteine verwandten sich in farbige Feuer und die Goldschätze an den Enden des Raumes in glühende Kohlen.

Théodul tanzte, berauscht vom heissen Würzwein und von der fremden Schönheit der Frau; er wähnte, dass die farbigen Flammen blühende Sommergärten seien, von deren Anblick er sich kaum zu trennen vermochte.

Wieder betete Joconde mit der ganzen Inbrunst, deren er fähig war, dann fasste er den Gefährten am Aermel und ordnete die Wunderpflanzen in seinen Händen. Mit lautem Grollen öffnete sich die Pforte und Joconde mit dem reinen Herzen gewann den Weg ins Freie, während Théodul, der nicht reinen Herzens war, von einem herabfallenden Felsblock erfasst und mit zerschmettertem Schenkel auf den Gletscher von Mominé geschleudert wurde. Bis zu seinem Tode wurde er von den Leuten von Evolène «der Stelfuss» genannt und musste noch oft an den Schatz vom Berge denken, der ihm einst Glanz und Glück verheissen und ihm in Wahrheit nichts als Krankheit und Gespött gebracht hatte.

Margaretha Schwab-Plüss

WEIHNACHTSWANDLUNG

*Weihnacht! Feiertäglich wird es im Gemüt;
auch das dürrste Herz schlägt aus und blüht.*

*Frost und kurze Tage,
all des Winters Plage,
ist's nicht wie vergangen
in des Christbaums traurem Prangen?*

*Weihnacht! Jedes sinnt, wo ihm ein Liebes wohnt,
sinnt, wie es ihm treue Liebe lohnt.*

*Alter Groll verschwindet;
Herz zu Herzen findet
längst vergessne Pfade,
aufgetan der Weihnachtsgnade.*

*Weihnacht! Auch zu den Verlassnen, Armen,
und Gefangnen wandern die Gedanken [Kranken
um die Liebesgluten,
die vom Krippelein fluten
dankbar hinzuleiten
in die Tiefen, in die Weiten.*